

# Ein Indianerstamm in einer Goldgräberstadt

## Zur Geschichte der Literarischen Gesellschaft Biel

Von Samuel Moser

### family life

In einer Erzählung Jörg Steiners wollen an einem Sonntag Nachmittag ein paar Freunde das Hotelzimmer besuchen, in dem Robert Walser in seiner Bieler Zeit gelebt hat. Sie können nur das Nebenzimmer sehen und vom Dach aus den Blick auf den See, den Walser beschreibt. Das Zimmer selber können sie nicht sehen, denn ausgerechnet dieser Schlüssel ist verloren.<sup>1</sup> 1984 mietete sich der Schriftsteller Daniel Walter nach einer Lesung im Théâtre de Poche eine Wohnung in Biel-Bözingen. «*In Biel gibt es eine äusserst aktive literarische Gesellschaft, in welcher wichtige Autoren vielleicht häufiger zu hören sind als in den Zentren*» - womöglich hat ihn dieser Satz aus Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart gelockt.<sup>2</sup> Daniel Walter blieb nicht lange. Auch er hatte geglaubt, in Biel etwas zu finden, was es vielleicht nur in der Vorstellung gibt. Vorstellbar ist daher auch, dass er an jenem Sonntag nachmittag zu Jörg Steiners Freunden gehörte. Und ebenso vorstellbar ist, dass Emma Balderi-Reinhard aus Meran dazugehörte, die am 21. Dezember 1966 wünschte, nach 22 Jahren wieder Mitglied der Literarischen Gesellschaft zu werden, und einen eigenen Gedichtband dazulegte, «*damit Sie auf Weihnachten (wenn noch früh genug) oder dann auf Neujahr Gedichte daraus aufsagen können - so Sie dazu Lust haben*».<sup>3</sup>

Die Geschichte der Literarischen Gesellschaft ist auch eine Geschichte von Zugehörigkeiten. Daniel Walter war einem Mythos gefolgt, dem «Jurasüdfuss»-Mythos.<sup>4</sup> Wie jeder Mythos entspringt er dem Bedürfnis nach Tradition und Zusammenhang. Vielleicht ist es dies, was die Anfänge der Literarischen Gesellschaft und ihre Literatur, die «geborgen und beheimatet» machen wollte, mit den späten Zeiten verbindet, in

denen man lustvoll las, was «einen aussetzt und ausbürgert».<sup>5</sup>

Literaten sind Einzelgänger. Sie suchen Gesellschaft. Aus demselben Grund meiden sie sie. Das Clübli, sagen sie in Biel selber von sich, und dann dauernd dieses Küsschen links, rechts, links. «Wahlverwandtschaft» wäre ihnen lieber. Ein neurotisches Verhältnis, Hassliebe zweifellos, aber ein roter Faden in der Geschichte der Literarischen Gesellschaft, die selbst dann, wenn sie Triumphe feierte, sich mit Selbstzweifeln zermartete. Es gab doch Mitglieder, die zahlten. Und es gab doch auch immer wieder Leute, die an die Veranstaltungen kamen, genügte ihr das nicht? Die Idee einer Gesellschaft ist eine andere: die Idee Vater, Mutter und Kind. Die Rollen dürfen getauscht, aber nicht aufgegeben werden. Jörg Steiner, Peter Bichsel, Kurt Marti, E.Y. Meyer, Erica Pedretti, Günter Eich, Ilse Aichinger, Wolfgang Hildesheimer, Friederike Mayröcker, Matthias Zschokke, Jörg Laederach, Paul Nizon, Hannah Johansen – sie gehören zur Literarischen Gesellschaft, und das heisst etwas anderes als: Sie haben in Biel gelesen.

Wo es Zugehörigkeit gibt, gibt es auch die anderen: Hochhuth, Grass, Lettau, Canetti, Frisch, Ginzburg, Andersch. Ueber Jahrzehnte hinweg tauchen diese Namen in den Protokollen auf. Nie gelang es, sie nach Biel zu holen. Auch Versäumnisse gehören zur Familie: das spät erwachte Interesse etwa an anderen Literaturen, selbst wenn sie vor der Haustüre lagen wie die französische. Zusammenarbeit mit andern kulturellen Organisationen in und über Biel hinaus hat die Literarische Gesellschaft stets gesucht, aber immer mit einer Haltung aus Schüchternheit und Stolz. Die Befürchtung, ihr eigenes Anliegen - die Literatur - könnte dabei unter die Räder kommen, hat sie nie verlassen. Zur Familie gehört ein Heim, es braucht kein Eigenheim zu sein. Jahrelang war es das de Poche in

1 Jörg Steiner: Der Schlüssel. In: Olduvai. Erzählungen. Frankfurt, 1985.

2 Elsbeth Pulver: Die deutschsprachige Literatur seit 1945. In: Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz. München 1974 (Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart), S. 162.

3 Zitiert nach den Akten (Protokoll, Korrespondenzen und Programmen) der Literarischen Gesellschaft Biel. Diesen sind auch alle im Folgenden nicht näher nachgewiesenen Daten und Zitate entnommen.

4 Vgl. Dieter Bachmann: Kulturelles Leben am Jurasüdfuss. In: Weltwoche, 12.03.1971.

5 Heinz F. Schafroth im Jahresbericht 1967/1968 der Literarischen Gesellschaft.

der Altstadt. Über dem Goethe einmal übernachtet hat. Aber deshalb war sie nicht da, denn dann hätte sie ja überall sein müssen. Vielmehr war es, weil man sie da wohnen liess, und weil es ihr gefiel: die steile Treppe, über die man fast nur hinunterstürzen konnte, die klapprigen Sitzbänke, die schwarze Bühne, auf der sich das weisse Gesicht Friederike Mayröckers und der schwarze Ledermini der Gabriele Wohmann besonders gut ausnahmen. Und das dürftig beleuchtete Pult mit dem Wasserglas – für Ludwig Hohl ein Stehpult, und im Glas nicht Wasser.

---

## Die schöne Stadt Biel

---

Die Geschichte der Literarischen Gesellschaft ist auch eine Geschichte der «schönen Stadt Biel»<sup>6</sup>, wie Otto Zinniker sie nennt. Die Stadt liebt die Gesellschaft. Die kleine Subvention wird ab und zu erhöht. Der Stadtpräsident lässt sich für die Generalversammlung jeweils entschuldigen. Vertreter der Kulturabteilung waren zur Stelle, als sie sich 1995 auflösen wollte. Ob sie die Stadt liebe, fragt die Stadt die Literarische Gesellschaft nicht. Dafür liebt die Gesellschaft sie. Biel hat kein Bildungsbürgertum und keine Universität wie Bern, keine Medien und keinen Flughafen wie Zürich. Eine Goldgräberstadt nennt sie Jörg Steiner. Eine Stadt ohne Tradition. Einmal nannte sie jemand Zukunftsstadt. Was ihr fehlt, ist das, was sie auszeichnet. Ökonomie und Kultur sind seismographisch miteinander verbunden. Bewegt sich etwas im Unterbau, fällt der Überbau zusammen. Das einzige Gedicht hier ist die Landschaft, fand Robert Walser.

Die literarische Familie wird durch keinen Literaturbetrieb gestört. Für Kämpfe fehlen die Gefolgschaften, die Lager und die Distanzen. Zuwenig Platz zum Ausholen. Überhaupt ist hier nichts zu holen. Vor Biel sind alle gleich. Chance auf viel Publikum hat nur, wer den Durchbruch vor Biel geschafft hat.

Umso heftiger der Kampf um jeden einzelnen Leser. Absenzen glänzen in Biel. Wer da ist, ist ausgestellt. Hie und da ein Unbekannter, ein Desperado, wird später vielleicht nie mehr gesehen. Das Publikum wechselt von Veranstaltung zu Veranstaltung – die Goldgräber.

---

## Die Beunruhigten

---

Abseits der Weltgeschichte ist Biel nicht. Nicht nur während des Golfkrieges, nach dem Mauerfall oder in den 68er-Zeiten regierte man in der Literarischen Gesellschaft auf das Weltgeschehen. Bereits ihre Gründung 1942 war ein politischer Akt. Vorbild war nicht der legendäre, im Herbst 1941 aufgelöste Lesezirkel Hottingen. Man wollte sich auch kaum der exilierten Dichter annehmen; man soll von Biel nicht mehr erwarten als von anderen Städten. Die Gesellschaft wurde gegründet, um «dem Wahren und Guten zu dienen».<sup>7</sup> Zum Schutz dieser inneren Front wollte man enger zusammenstehen – die Familie. Draussen tobte die Schlacht um Stalingrad, die Grenzen waren für Juden geschlossen. Drinnen setzte man sich zusammen: Otto Zinniker und Stapi Dr. Guido Müller, das «geliebte Seeland» und das «rote Biel». Was sie verband war nicht die Politik, sondern dieselbe Auffassung von Kultur: «*Biel hat keine grosse Vergangenheit, glänzt nicht durch hervorragende Geister und ist kein Brennpunkt wissenschaftlicher oder künstlerischer Betätigung [...] Manche Bewohner beharren in der Meinung, das sei nun einmal so Bestimmung und lassen es sich daran genügen; andere freilich sind beunruhigt und suchen in ihrem Drang einen Weg, der über den gegenwärtigen Stand der Dinge zu etwas greibar Höherem leitet. Zu diesen Beunruhigten gehörten auch die Gründer der Literarischen Gesellschaft*».<sup>8</sup>

Die Idee entstand 1942 anlässlich eines Dichterabends im Bieler Rathaus. Das Patronat dieser «neuartigen Veranstaltung» hatte der Stadtpräsident übernommen. Sie fand in «*Zeiten der Not*»<sup>9</sup> grosses Interesse und liess den Gedanken einer lokalen literarischen Vereinigung wach werden. An einem Robert Walser-Abend (Walser selber lebte seit 14 Jahren in der Anstalt Herisau) bildete sich ein Initiativkomitee, am 07.12.1942 fand die Gründungsversammlung im Hotel Bären statt. Otto Zinniker wurde der erste Präsident dieser «*Quelle wahren Glückes, wahrer Schönheit und wahrer Grösse*».<sup>10</sup>

---

6 Otto Zinniker am 11.10.1947 im Vorwort zum Stammbuch der Literarischen Gesellschaft 1946 bis 1965.

7 Ebda.

8 Ebda.

9 Ebda.

10 Ebda.

---

## Im Seelenreduit

---

Um Politik ging es nicht. Die politische Bedeutung der Literatur lag im Rückzug in das «Seelenreduit»<sup>11</sup>. Die «Geistige Landesverteidigung» konnte so verstanden werden. Oft glichen die Verteidiger allerdings den Angreifern, und es kamen auch Leute wie Alfred Hugenberg oder Ernst Zahn 1944 zu Wort.<sup>12</sup> Felix Moeschlin, als Präsident des Schweizerischen Schriftstellerverbandes (SSV) ganz im Sinne der «Geistigen Landesverteidigung» agierend, trat im Herbst 1953 drei Wochen nach dem von Bundesrat Etter gegängelten Literaturwissenschaftler Jonas Fränkel auf. Es gab in den ersten zwanzig Jahren der Gesellschaft interessante Leute zu hören: Cécile Lauber, Cäsar von Arx, Rudolf Jakob Humm, Albert J. Welti, Jakob Bühler, Hans Schumacher, Josef Vital Kopp. Aber auch viel Harmloses, viel Heimatdichtung, viel verklärtes bäuerliches Leben. Einen Robert Walser-Abend jedenfalls gab es nie mehr. Man gedachte und huldigte, Gotthelf mit Vorliebe. Die Schriftsteller hiessen Dichter und die Monate Horner. Man reichte «Stamm-Bücher» herum, nicht Protokolle und Korrespondenzen. An den Zweckartikel der Statuten: «Förderung des heimischen Schrifttums» hielt man sich zwanzig Jahre lang. Öffnung nach Europa gab es auch nach dem Krieg kaum. Und wenn man etwas nach Biel holte, dann auch hier Etabliertes und Gängiges: Ernst Heimeran, Rudolf Alexander Schröder, Werner Bergengrün, Luise Rinser, Horst Wolfram Geissler, Alexander Lernet-Holenia, Wolf-dietrich Schnurre.

Die Ära Zinniker erstickte an sich selber. Sie brauchte Luft. Neue Ansätze gab es: Dürrenmatt las 1951. Etwas später Walter Gross, Jörg Steiner, Peter Lehner, Felix Tellstab, Heinrich Böll, Gerd Gaiser, Otto F. Walter, Walter Matthias Diggelmann. Von jungen initiativen Leuten wurden die «Höcks» geschaffen. Man arbeitete an Texten. Auch Otto Zinniker hat einen Höck geleitet.

---

## Die erste Neugründung

---

Die Jahre 1964 bis 1967 waren eine Zeit der Häutung. Aus der Kriegsgründung wurde ein offenes Forum der modernen deutschen Literatur. Was Zinniker den Kopf kostete, waren nicht seine Leistungen, sondern die Entwicklung, der er sich entgegenstemmte. Der Jahresbericht 1963/1964, in dem er gegen den «Avantgardismus» wetterte und forderte, «Dichtung habe etwas Sonntägliches zu sein», wurde heftig kritisiert. Die Metamorphose ging nicht ohne Intrigen und Gehässigkeiten. An der Generalversammlung 1964 kommt es zum Eklat. Das Protokoll der ersten Sitzung des neuen Vorstandes im Herbst 1965 trägt die Überschrift «Gründungsprotokoll». Der Zweckartikel in den Statuten wird neu gefasst: «Die Gesellschaft will durch Dichterlesungen, Vorträge und Aussprachen das literarische Leben fördern helfen». Die Krise ist aber erst überstanden, als im November 1965 der Gymnasiallehrer Helmut Müller zum neuen Präsidenten gewählt wird. Er sucht nicht den Bruch mit der Vergangenheit, sondern engagiert sich für eine neue Qualität: Wolfgang Hildesheimer, Paul Nizon. Der Tonfall ändert sich, die Freude an Literatur vertreibt die Ehrfurcht. Überzeugung von der Sache verdrängt die Huldigung. Müllers Absage an Ideologien und Schlagwörter bedeutet sowohl Abkehr von der Zinniker-Zeit wie Kampf gegen die am Horizont auftauchende Politisierung der Literatur der 70er Jahre. Es war dennoch eine tragische Zeit, auch für die Literarische Gesellschaft: Helmut Müller starb nach kurzer, schwerer Krankheit bereits ein Jahr nach Amtsantritt. Hinzu kamen finanzielle Probleme der Gesellschaft. Das moderne Programm fand wenig Anklang. Kaum neu gegründet wurde schon die Frage nach «Existenzwille und Existenzberechtigung» gestellt.

---

11 Elsbeth Pulver über den Lyriker Hermann Hiltbrunner, der 1943 und 1945 in Biel las. In: Lexikon der Schweizer Literaturen. Basel 1991, S. 249.

12 Vgl. Klaus Dieter Schult: Heimatliteratur. In: Lexikon der Schweizer Literaturen. op. cit., S. 178.

---

## Der Häuptling und sein Stamm

---

Müllers Nachfolger Heinz F. Schafroth setzte die neue Linie kompromisslos fort - «progressiv» hiess es damals. Energisch wurde um Bücher und Positionen gerungen. Der Vorstand als Dauersauna. Und immer stand das Ganze zur Debatte. «Es brauchte nicht Einstimmigkeit, wo es Übereinstimmung gibt», so Schafroth ciceronianisch in seinem ersten Jahresbericht. Das Publikum bat man, «sich nicht wie Kulturkonsumenten zu verhalten». Die Folge waren 30 Protestaustritte im Jahr 1970. An ihre Stelle traten engagierte Schüler. Aus der Familie wurde ein Indianerstamm. Bereits am Wahltag zauberte der Häuptling einen Autor aus dem Hut, der sich heute E.Y. Meyer nennt und zu den bedeutenden gehört: «*Im literarischen Teil liest Herr Peter Meyer aus einem unveröffentlichten Werk Ausschnitte vor: eine sehr subtile Prosa, die hart am Gegenstand bleibt*», notiert Jörg Steiner im Protokoll. Bereits vor seiner Wahl hatte Schafroth 1964 Günter Eich und Ilse Aichinger nach Biel geladen - sie blieben fortan ein Massstab, an dem sich alles zu messen hatte. Das 25-Jahre-Jubiläum wurde mit dem Infant terrible H. C. Artmann gefeiert. Wie, lässt sich einem Postfestum-Brief des Kassiers Tobias Kästli entnehmen: «*Sie erachten es als selbstverständlich, dass sich auf Ihren Wink die Kasse öffnete, um die Herren Schriftsteller bei guter Laune zu halten. Ich fühle mich aber doch ein bisschen verantwortlich für die Kasse.*»

Schafroths Zeit war eine Replik auf Emil Staigers «*Verantwortungslose Vorwürfe an die moderne Literatur*» im «Zürcher Literaturstreit». Sie lieferte den Beweis, dass Provinz ein vorgeschobener Posten sein kann. Das er gerade deshalb auch in Eichs Sinn ein verlorener sein musste, erfüllte noch mit Stolz.<sup>13</sup> Das trug der Literarischen Gesellschaft den Ruf des Elitären ein. Aber die Veranstaltungen waren lebendiger denn je. Man wusste: mitten in der Literatur war man am Puls der Zeit. Da war der Abend im Februar 1969 etwa, wo der «schönheitstrunkene» Lyriker Hermann Burger mit dem engagierten Poeten Peter Lehner und dem Publikum bis lange in die Nacht hinein über Engagement in der Dichtung stritt. Oder der Wettbewerb «Autoren gesucht» zum 25-Jahre-Jubiläum und

der Abend «Prosa und Jazz» 1969 mit Günter Eich, Schauspieler Daniel Kasztura und dem Lenggenhager Quintett, der zusammen mit der Doppellesung Ilse Aichinger und Peter Handke 1970 wohl zum grössten Publikumserfolg in den Annalen der Gesellschaft wurde. Die Liste der in diesen Jahren eingeladenen Autoren liest sich wie ein Who is who der modernen deutschsprachigen Literatur. Dabei ging es weder um Rang noch Namen. Beides holte man sich in Biel. Günter Eich: «*Es gibt zwei Sorten Schriftsteller - solche, die in Biel gelesen haben, und solche, die nicht gelesen haben.*» Damit meinte er auch, dass Biel nicht zu vergleichen ist mit Frankfurt. Auch nicht mit Mürzzuschlag.

---

## Literatur pur

---

Woran erkennt man einen Dichter? Für die Literarische Gesellschaft gab es ein Merkmal: das Buch. Damit war das «Prinzip Lesung» gegeben: Literatur pur, als Zumutung, ohne Einbettung, Abfederung. Der «Demodierungsfaktor» stieg von Jahr zu Jahr. Das wusste niemand so gut wie die 1976 zur Präsidentin gewählte Bibliothekarin Magda Weber. Vom schwierigen Erbe Schafroths liess sie sich nicht beeindrucken. Souverän setzte sie die Linie nicht bloss fort, sondern brachte sie zur Vollblüte. Mit einem gut harmonierenden Vorstand wurden nun bis zu zwölf Veranstaltungen jährlich durchgeführt. Hinzu kamen erste originelle Ausflüge in populärere Gefilde: Bieler Kulturfest 1978, die T-Shirt- und Flugblattaktion 1979, die Fahrt mit Ludwig Harig auf die Petersinsel im Zeichen Rousseaus 1982.

Lebendig war es an den Vorstandssitzungen, Autoren- und Autorinnennamen purzelten bunt durcheinander. Es war nicht mehr die Zeit der Grundsatzdiskussionen. Nur die Selbstzweifel blieben: «*Die Gesellschaft ist eine antiquierte Institution*», notiert der Protokollführer 1982. Als blosser service public wollte man sich aber nicht verstehen. Es sollten die nach Biel kommen, die man haben wollte, nicht die, die Angebot und Nachfrage entsprachen. Mehr Attraktivität suchte man zu gewinnen durch die Gruppierung von mehreren Lesungen zu «Literaturtagen». Ab 1976 gab es in Biel, was drei Jahre später Solothurn erfand. Dass

---

13 Vgl. Klaus Dieter Schult: Heimatliteratur. In: Lexikon der Schweizer Literaturen. op. cit., S. 178.

es in Biel nicht dieselbe Entwicklung nahm, spiegelt den Unterschied zwischen den beiden Städten. Die Bieler Literaturtage waren auch anders konzipiert: sechs bis acht Veranstaltungen erstreckten sich über mehrere Wochen. Eine Werkschau der Schweizer Literatur hatte man nicht im Sinn. Aber der Erfolg der Solothurner Literaturtage machte es der Gesellschaft im nahen Biel nicht einfacher.

---

## Von Tagen zu Tagungen

---

Die Nachfolge Magda Webers trat 1984 der Seminarlehrer Hans Burger an, als langjähriges Vorstandsmitglied mit der Gesellschaft bestens vertraut. Als exzellenter Kenner der DDR-Literatur vermochte er in einer Zeit, in der der Osten Europas ins Zentrum auch der literarischen Aufmerksamkeit rückte, neue Akzente zu setzen. DDR-Literatur, mit der man in Biel erstmals durch einen Vortrag von Walter Gross über Johannes Bobrowski 1965 in Kontakt gekommen war, wurde jetzt zu einem festen Programmpunkt.

Die Tradition der Schweizer Literatur wurde, wenn auch eingeschränkt, weitergeführt, die Suche nach neuen Veranstaltungsformen intensiviert. Obwohl der Vorstand zunehmend mit inneren Schwierigkeiten und Rekrutierungsproblemen zu schaffen hatte, bot die Literarische Gesellschaft unter der Ägide Hans Burgers in den 80er-Jahren ein intensives und vielfältiges Programm. Die Literaturtage fanden 1987 mit einem breit angelegten «Literaturwettbewerb für Kurzprosa», an dem über 180 junge Autorinnen und Autoren teilnahmen, einen Höhepunkt. 1989 wurden die Literaturtage abgeschafft. Kritisiert wurde die Verzettelung und notdürftigen Rahmenthemen. Die Idee der Literatur pur war schwer zu verteidigen gegen den Strom der Zeit. «Was hat die Sprache mit Umwelt zu tun?», war eine der sich machtvoll aufdrängenden Fragen, die 1988 an einer mehrtägigen Veranstaltung debattiert wurde, für die Rudolf Käser vom Vorstand der Gesellschaft und Markus Waldvogel von der IG Umwelt Biel-Seeland verantwortlich zeichneten. Damit war eine neue Veranstaltungsform geboren: die Tagung ersetzte die Literaturtage. Ein neuer Umgang mit Literatur war gefragt: nicht mehr Autoren, Auto-

rinnen und ihre Bücher standen im Zentrum, sondern das, was sie zu den Fragen der Zeit zu sagen hatten. 1990 war es die Frage «Gibt es eine Macht der Poesie?». 1990 stand die Entwicklung Osteuropas, 1992 der Golfkrieg und die Medien im Zentrum. Für das 50-Jahre-Jubiläum der Literarischen Gesellschaft hatte man in der Hitze des Gefechts keine Zeit.

---

## Die zweite Neugründung

---

Mit diesen arbeitsintensiven und finanziell aufwendigen Aktivitäten nebst den konventionellen Lesungen stiess die Gesellschaft an ihre Grenzen. Der Vorstand war ausgelaugt. Nach dem Rücktritt des Präsidenten im Herbst 1992 konnte das Präsidium mit Ursula Dubois nur noch ad interim besetzt werden. An der GV 1995 wurde die Gesellschaft de facto aufgelöst. Eine Arbeitsgruppe lieferte einen Bericht über neue Modelle, wurde aber bezeichnenderweise gleich zur Findungskommission. Eine Literarische Gesellschaft steht und fällt mit den Leuten, die sie führen. An dieser Lektion ihrer Geschichte kam sie auch jetzt nicht vorbei. 1996 gelang es, in Gabor Bugner einen neuen Präsidenten zu finden, der mit einem nunmehr bescheiden entlohnten Sekretär und einem kleinen Team die Gesellschaft anlässlich einer Lesung mit Urs Widmer sozusagen ein drittes Mal nach 1942 und 1966 aus der Taufe heben konnte. Die Idee, den Häuptling durch den Stammtisch zu ersetzen und eine freie Runde von Interessierten das Programm gestalten zu lassen, erwies sich als nicht praktikabel. Man versuchte also an die Tradition der 70er- und 80er-Jahre anzuknüpfen. Der Erfolg wird davon abhängen, ob es gelingt, wieder ein grösseres Vorstandsteam zu bilden, das ein kontinuierliches Programm vorlegt und den ewigen Problemen eines Indianerstamms in einer Goldgräberstadt mit Verachtung ins Auge blickt.